



Wolfert von Rahden

Zwischen Expertendiskurs und Publikumserwartung

Wissenschaftliches Publizieren aus der Sicht eines Wissenschaftsredakteurs

1. Blick in die Redaktionsstube

Alle reden vom Netz. Doch die Rede sollte auch von den Texten sein – von jenen, die online, aber auch jenen, die als Druckerzeugnis ihre Leser ansprechen wollen: zum Beispiel in wissenschaftlichen Zeitschriften. Eine Zeitschrift wie die GEGENWORTE kennzeichnen zwei Besonderheiten, die sie von den meisten anderen unterscheidet: Zum einen orientiert sie sich multi- und interdisziplinär, zum andern wählt sie sich Schwerpunktthemen aus, die sodann aus den verschiedensten Blickwinkeln beleuchtet werden. Das bedarf deswegen einer eigenen Erwähnung, weil die Redaktion zu bestimmten Themen initiativ und gezielt Autoren einwirbt und nicht etwa »nur« auf das Angebot »unverlangt eingesandter Manuskripte« wartet, von denen sie dann die besten für die Publikation auswählt. Das Augenmerk soll in diesem Kontext nicht den viel diskutierten Peer-Review-Verfahren gelten, die durch Beurteilung von Artikeln mit anonymisierter Doppel- oder gar Dreifach-Blind-Strategie den Impact-Faktor erhöhen helfen, vielmehr mag hierzu ein Hinweis genügen: Bei einer entsprechenden Konstruktion und Konzeption einer Wissenschaftszeitschrift steht mit erweiterter Redaktion und wissenschaftlichem Beirat zumeist ausreichend kompetentes Potenzial zur Verfügung, sodass externe Gutachten nur in denjenigen Fällen notwendig werden, wenn es unterschiedliche Einschätzungen über die Publikationswürdigkeit eines Beitrags gibt oder sich kein Mitglied von Redaktion und Beirat für die Beurteilung als kompetent erachtet. Für die Qualitätssicherung sind also bereits im Vorfeld die Einrichtung, der Umfang und die Güte von Editorial Board und Advisory Board von entscheidender Bedeutung. Bei der unübersichtlich anschwellenden, zur Veröffentlichung drängenden Textmasse – sowohl im Internet wie auch in gedruckten Sammelbänden – wird für die wissenschaftliche Publikationspraxis die Rolle von Zeitschriften, die sich des Gutachter- bzw. Peer-Review-Verfahrens bedie-

nen, vermutlich langfristig immer stärker an Bedeutung gewinnen.

Die konzeptionelle Aufgabe des Wissenschaftsredakteurs einer in diesem Sinne interdisziplinär und an Schwerpunktthemen ausgerichteten Zeitschrift – sei sie nun im Netz oder als Druckerzeugnis verfügbar – liegt zunächst darin, Themen zu generieren und Autoren einzuwerben; als ebenso bedeutsam erweist sich das Gespräch mit den Autoren – bei der Themenformulierung und bei der Diskussion über ihre Texte. Die alltägliche Kärnerarbeit des Redigierens besteht dann allerdings nicht selten in der Entwirrung von unübersichtlichen Bandwurmsätzen; in der revitalisierenden Auflösung erstarrter und mumifizierter Substantivkolonnen; im Abräumen von kopulativen »Ist-Haufen«; im Einfangen von Verben, die an Satzenden wie Schutt und Gerümpel hindreinstürzen. Syntaktisch Nachklapperndes und zwanghaft Eingeschachteltes hoffen auf Befreiung, und nicht zuletzt harrt häufig eine mühselige Übersetzungsarbeit der Erledigung, die sich darin bewähren muss, unverständliche Fremdwortkohorten in Sprachbilder und Begriffe zu verwandeln, die auch dem nicht-hochspezialisierten Leser vertraut sind. Auf Erfahrungen dieser oder ähnlicher Art zielte wohl der Seufzer einer Wissenschaftsredakteurin, dass für Wissenschaftstexte dringend »Schönheitssalons« eingerichtet werden müssten (Hazel Rosenstrauch). Aber auch wenn das »Outsourcing« allgemein immer mehr in Mode kommt – der Texttyp »Wissenschaftsessay« ist in erster und letzter Linie Sache des Autors selbst und sollte es auch bleiben. Das gilt auch dann, wenn die Autorschaft und die Verantwortung für den Text nicht mehr bestätigt wird mit dem handschriftlichen Imprimatur auf den Druckfahnen, wie es zu jener Zeit üblich war, als noch das Typographeum unumschränkt herrschte.



2. Wissenschaft und Journalismus: Allianz oder Konkurrenz?

Ein häufiger zitiertes Bonmot setzt die Differenz zwischen Wissenschaftlern und Journalisten, gewissermaßen bis zur Erkenntlichkeit verzerrt, ins folgende Verhältnis: »Der Wissenschaftler weiß immer mehr über immer weniger, bis er alles über nichts weiß; der Journalist weiß immer weniger über immer mehr, bis er nichts über alles weiß.« Es geht um den alten Wissensstreit zwischen ›Spezialisten‹ und ›Generalisten‹, den etwa auch Friedrich Nietzsche thematisiert hat. Indem er die Kontroverse unter dem Blickwinkel des Ausnahme-Denkens zuspitzte, verschob er allerdings die Frontstellung erheblich: Seine Umwertung attackierte die Mediokrität schlechthin, gleichviel ob sie im Gewande des Generalisten oder des Spezialisten auftrat. Er sah den Journalisten als den »papiernen Sklaven des Tages«¹, der im Dienste einer sogenannten »allgemeinen Bildung« nur die Mittelmäßigkeit des Durchschnittlichen begünstige. Der Journalismus arbeite dabei Hand in Hand mit den »Bildungsanstalten«, und Nietzsche meinte hier ausdrücklich ebenso Gymnasien wie auch Universitäten. Damit seien *sie* die eigentlichen Feinde der »exceptionellen Bildung« – wir würden heute sagen: der ›exzellenten Bildung‹ – und *verbindeten* die Ausnahmeleistungen der Hochbegabten in Wissenschaft und Philosophie, statt sie zu *fördern*. So trügen diese Institutionen gleichsam den Makel eines Totengräbers der frühen Exzellenz-Initiativen – jenen Initiativen einzelner exzellenter Ausnahmedenker, die *innerhalb* dieser Institutionen zumeist zum Scheitern verurteilt seien und zu denen Nietzsche natürlich vor allem sich selbst zählte. Der (Wissenschafts-)Journalismus als ein vermeintlicher Komplize innerhalb dieser Allianz kam bei Nietzsche besonders schlecht weg; er kanzelte die »Journalistik« ab als »jene klebrige verbindende Schicht, die sich jetzt zwischen die Wissenschaften gelegt hat.«² Und er befand kurz und bündig über das »verruchte Wesen des Journalisten«, dieser sei »Slave der drei M: des Moments, der Meinungen und der Moden.«³

3. Fallen und Fallstricke

So sitzt der Wissenschaftsredakteur gleichsam zwischen allen Stühlen: jenen der Wissenschaft, des Journalismus und der Öffentlichkeit. Auf verschiedenen Ebenen gilt es, Gefahren zu erkennen und Klippen zu umschiffen, um als Redakteur einen Kurs zu halten, der das Ziel einer Wissenschaftszeitschrift nicht aus den Augen verliert. Es

treten konfligierende Interessen auf, die berücksichtigt werden müssen: Der Wissenschaftler erwartet als Autor und Leser in der Regel *wissenschaftliche* Texte. Das bedeutet vor allem: Sie sollen ein notwendiges, das heißt ein der Sache angemessenes Komplexitätsniveau nicht unterschreiten. Der wissenschaftlich interessierte Leser erwartet als Nicht-Experte hingegen eine weitgehende Komplexitätsreduktion. Und zu diesem Leserkreis gehören heute vor allem auch die Kollegen anderer Disziplinen, nicht selten sogar jene aus anderen Teilgebieten des eigenen Fachs, da die Spezialisierung beschleunigt voranschreitet.

Die Kunst des Redakteurs liegt darin, diesen offensichtlichen Konflikt produktiv zu wenden. Er sollte dafür sorgen, dass die publizierten Texte beide Erwartungen – soweit möglich – nicht enttäuschen, sodass sich im Idealfall ein Gespräch zwischen den Parteien entwickeln kann oder entwickelt. Wie auch immer: Einem guten Wissenschaftsessay gelingt es, wissenschaftliches Wissen und Anschaulichkeit miteinander zu verbinden gemäß der antiken Maximen: *docere* (bzw. *prodesse*) und *delectare* (das *movere* hingegen – »die Herzen des Lesers zu bewegen« – bleibt als klassisches drittes Postulat vorwiegend den Werken der Dichter vorbehalten). Der Essay soll den Leser nicht über-, aber auch nicht unterfordern.

Die Expertenfalle

Allerdings lauern hier einige Gefahren: Die *Expertenfalle* besteht zumeist darin, dass Autor und Redakteur aus Angst vor dem Bannstrahl der ›Unwissenschaftlichkeit‹ den Texttyp ›wissenschaftliche Abhandlung‹ in der Gestalt veröffentlichen, wie sie nur einem Insiderkreis von Fachwissenschaftlern verständlich sein kann. Der Volksmund pflegt das dann ›Fachchinesisch‹ zu nennen. Allerdings soll nicht verschwiegen werden: Es gibt auch Stimmen, die von vornherein die Aussichtslosigkeit eines Vermittlungsunternehmens für Bereiche von Wissenschaft und Philosophie betonen, wie etwa – man mag es kaum glauben – jene des »alleszermalmenden« Leitaufklärers Kant. So schrieb er in der *Kritik der reinen Vernunft* (Vorrede zur zweiten Auflage, B XXXIV): »[Der speculative Philosoph] bleibt immer ausschließlich Depositär einer dem Publicum ohne dessen Wissen nützlichen Wissenschaft, nämlich der Kritik der Vernunft; denn die kann niemals populär werden, hat aber auch nicht nöthig es zu sein; weil, so wenig dem Volke die fein gesponnenen Argumente für nützliche Wahrheiten in



den Kopf wollen, eben so wenig kommen ihm auch die eben so subtilen Einwürfe dagegen jemals in den Sinn; [...].« Nach Kant wäre also alle Vermittlungsmüh' vergebens. Das erstaunt allerdings bei einem Philosophen, der nicht müde wurde zu betonen, dass es darauf ankomme, »sich seines eigenen Verstandes zu bedienen«, und der diese Aufforderung schließlich *an alle* richtete (und nicht nur an Experten). Man sollte dem Königsberger Philosophen allerdings zugutehalten, dass er seine Überlegungen zu einer Zeit zu Papier brachte, als er noch nicht ahnen konnte, welche Fortschritte der allgemeinen Bildung seit damals erzielt worden sind, die schließlich zur heutigen ›Wissengesellschaft‹ geführt haben.

Die Verständnisschwierigkeit, die der Expertendiskurs allzu häufig bereitet, generiert zudem eine weitere Gefahr: Im Gewande dieses Diskurses können sich auch trefflich mit rhetorischem Gehabe pseudowissenschaftliche Texte verbergen, die dann mit den komplexen Wissenschaftstexten, die diesen Namen zu Recht tragen, nur jene Unverständlichkeit teilen, die auch dem gutwilligsten Leser die Lust an der Lektüre austreibt.

Mit der vermeintlichen wissenschaftlichen Reputation als Köder funktioniert auch die *Autoritätsfalle*, in die der Redakteur bei der Einschätzung von potenziellen Autoren tunlichst nicht tappen sollte: Hier dominiert hohles Imponiergehabe – vergleichbar dem Auftreten jenes Minheer Peeperkorn in Thomas Manns *Zauberberg*, dessen *Scheinautorität* eine starke Blend- und Außenwirkung erzielt, die nicht gedeckt wird durch einen entsprechenden Grad an tatsächlicher *Sachautorität*. Da diese Strategie des Bluffs, versiert angewandt, durchaus höchst ausgefeilte Dimensionen zu erreichen vermag, bedarf es hier eines aufmerksamen und kritisch geschärften Blicks.

Die Popularitätsfalle

Das Ausweichen vor *einem* Fallstrick führt nicht selten dazu, dass man sich in einem *anderen* verfängt – um die Expertenfalle zu vermeiden, könnten Autor und Redakteur geradewegs in die *Popularitätsfalle* geraten. Justament heutzutage, da die Wissenschaft unter erhöhtem Legitimationsdruck steht, ist dies der Fall: Zuwendungsgeber, Politik und Öffentlichkeit wollen verstärkt wissen, wofür die Steuergelder ausgegeben werden. Diese Entwicklung hat die Tendenz zum Infotainment begünstigt, zu einer Form von ›Eventisierung‹, welche die ›Erlebniswissenschaft‹ in den Vordergrund spielt; sie beleuchtet vor allem den Kopf-Putz und weniger, was der Kopf

denkt. Das prächtige und spektakuläre Kleid wird geschneidert, das dem Auge schmeichelt – die Anstrengung des Begriffs hingegen wird gemieden. Nicht weit entfernt davon wartet auch die *Mode-Falle*, eines der drei ›M‹, das uns im Nietzsche-Zitat bereits begegnete. Strömungen des Zeitgeistes, von den Medien aufgegriffen und forciert, heben bestimmte Ideen, Methoden und Schulen ins öffentliche Bewusstsein. So stellt sich ständig die Frage: Begegnet uns nur eine Mode oder bleibt etwas darüber hinaus? Ist es, wie alles Modische, »ebenso schnell oben auf wie unten-durch« (Nietzsche)? Unglücklicherweise kann diese Frage häufig genug erst ex post beantwortet werden. Im Zweifelsfall, so meine ich, sollte hier das Votum indes eher der neuen unsicheren Idee gelten, die sich noch nicht so recht beurteilen lässt, als einer altbekannten sicheren. Oder anders gesagt: Lieber einen Essay veröffentlichen, der Mode *wird*, als einen, der Mode *ist*.

Im Sinne Nietzsches könnte man aktualisieren: Die drei ›M‹ kumulieren heute in einem vierten ›M‹: den ›Medien‹, die allerdings mehr zu bieten haben, als Nietzsche es sich hätte erträumen können.

4. Offenheit als Prinzip

Den genannten Fallen auszuweichen hat natürlich etwas mit der Qualität einer Zeitschrift und ihrer Beiträge zu tun. Und ›Qualität‹ lautet das Zauberwort in Zeiten der ›Exzellenzen‹ und ›Leuchttürme‹ in der sogenannten ›Wissengesellschaft‹. Da tatsächlich Grund zu der Annahme besteht, dass fürderhin gute Ideen und exzellente Forschung über das Schicksal von »good old Europe« entscheiden könnten, enthalten die zurzeit grassierenden Evaluierungen und Rankings einen bedeutsamen rationalen Kern. Nur sollte bei aller Berechtigung von Prüfungen nicht vergessen werden, dass gerade Originalität häufig durch das Raster allgemeiner Beurteilung und normierter Quantifizierungslogiken zu fallen droht, zumal die Standards kaum Eindeutigkeit für sich beanspruchen können.

So käme es nach meinem Dafürhalten darauf an, eine Wissenschaftszeitschrift offenzuhalten für Unerwartetes und Überraschendes, für Riskantes und Unkonventionelles, für neue Ideen, also für den ›anamorphotischen Blick‹, jene ›schräge‹ Perspektive, die entweder Altbekanntes in neuem Licht erscheinen lässt oder durch Entautomatisierung der herkömmlichen Wahrnehmung eine andere Sicht zu eröffnen vermag. Je nach Konzept und Konstruktion eines Periodikums sorgen allzu häufig Gesamtkonferenzen der Redaktion, wissenschaftliche Bei-



räte, Expertisen von Gutachtern und Peer Reviews zur Genüge dafür, dass kein Dissens die »Konsensmaschine« stört (Dagmar Simon/Andreas Knie). Je mehr Instanzen bzw. Gutachtende an der Entscheidungsfindung beteiligt werden, desto gleichförmiger und genormter fällt möglicherweise das Urteil aus, und der *Durchschnittswert* der Qualitätsvorstellung droht sich durchzusetzen. Was nicht ins Konzept passt, wird ausgeschlossen. Und nicht selten gewinnt ein Dissens nur in jenen Situationen stärkere Bedeutsamkeit, wenn sich etwa gleich starke konkurrierende Schulen gegenseitig neutralisieren und cum ira et studio ihre Publikationen wechselseitig blockieren, sobald sie es nur können.

5. Stil ist nicht nur eine Stilfrage

Auch die Frage der Pflege und Förderung des wissenschaftlichen *Stils* – und das bedeutet vor allem: des individuellen Schreibstils – gehört, wie ich meine, ins Blickfeld eines Wissenschaftsredakteurs. Er sollte in diesem Sinne auf seine Autoren einwirken und – sofern erforderlich – auch ermutigen. Nicht jeder ist ein geborener Schriftsteller, aber vieles ist erlernbar – und zumindest die größten Fehler sind vermeidbar. Das haben andere längst erkannt und auch entsprechend gehandelt: So erfreut sich das Fach »Essay Writing« – seit Langem an den meisten amerikanischen Universitäten Teil des Curriculums – großer Beliebtheit. Im angelsächsischen ebenso wie im französischen Sprachraum zählt die Fähigkeit, seine Ideen und Forschungsergebnisse angemessen schriftlich präsentieren zu können, zu den Qualifikationsvoraussetzungen eines guten Wissenschaftlers: Er muss dazu imstande sein, seinen Gegenstand auch für ein allgemeineres »Publicum« verständlich darzustellen – *clare et distincte*, das heißt: klar und differenziert und präzise. Das erwartet die Öffentlichkeit sowohl vom »humanist« wie vom »scientist«, und vom »homme de lettres et sciences« erwartet sie zudem literarische Eleganz. Trotz der Bemühungen von Unternehmungen wie »Wissenschaft im Dialog« und »Public Understanding of Science and Humanities« herrscht hierzulande innerhalb der Majorität der Scientific Community häufig noch die Meinung, wer auch für Laien verständlich schreibe, äußere sich »populistisch« und »wissenschaftlich unseriös«. Und: Es komme vor allem auf den »Inhalt« an, nicht auf die »Form«. Nun kann man mit Fug und Recht bezweifeln, dass besonders in kulturwissenschaftlichen Bereichen eine derartige Trennung von Form und Inhalt sinnvoll

sei, da Sprache und Gedanken sich ja nicht zueinander verhalten wie ein Gefäß zu seinem Inhalt; die Gefäßmetaphorik führt hier in die Irre, denn der Gedanke ist mit der Sprache enger und anders verbunden als etwa Wasser oder Wein mit ihrem Glas als Trinkgefäß. Allzu oft werden diese Argumente nur vorgeschoben, um eine Unfähigkeit oder Unwilligkeit zu kaschieren, die eben vor jener Mühwaltung zurückschreckt, die »Arbeit am Text« heißt. Der bessere Text ist eben in der Regel mit Ändern, Korrigieren, Feilen und Feinschliff verbunden. In einem gelungenen Essay kristallisieren sich ein beträchtliches Quantum an Energie, Zeitaufwand und kreativer geistiger Arbeit. In diesem Prozess kann und soll der Wissenschaftsredakteur dem Autor ein kritischer Gegenleser und Diskussionspartner sein. Das betrifft freilich nicht nur die sprachliche Ebene des Textes, die Verständlichkeit des Ausdrucks, sondern nicht minder bedeutsam ebenso dessen Komposition: Die Originalität und pointierte Formulierung der These, Aufbau und Binnenarchitektur des Textes, die rhetorische Dramaturgie, die Schlüssigkeit bzw. Plausibilität und Nachvollziehbarkeit der Argumentation, meist auch die »Anschlussfähigkeit« an geführte Diskussionen, die Überprüfbarkeit der zitierten Quellen, Daten und Literaturverweise, schließlich die Einhaltung der formalen Standards. Freilich sollte und kann der Redakteur dem Autor im Regelfall *nicht* in seine Thesen hineinreden, wohl aber im Rahmen seiner Möglichkeiten zur Verbesserung eines Textes beitragen. Dem guten Stil eignet auch immer eine ästhetische Qualität. Der Stil ist eben nicht nur eine »Stilfrage«, die vermeintlich bloße »Formfragen« umfasst, sondern er ist mehr: ein Ausdruck des Gesamtkonzepts und seiner Verwirklichung. Schon Lichtenberg notierte sich in einem seiner *Sudelbücher*: »Es läßt sich ohne sonderlich viel Witz so schreiben, daß ein anderer sehr vielen haben muß, es zu verstehen.«⁴

Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 21. Februar 2008 im Wissenschaftszentrum Berlin gehalten wurde auf der Tagung zu Ehren von Bodo von Greiff: »Quantität und/oder Qualität? Forschen und Publizieren im Zeitalter der Exzellenz«

- 1 F. Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie*, in: ders: *Kritische Studienausgabe [KSA]*, hg. von G. Colli und M. Montinari. Verlag W. de Gruyter 1980, Bd. 1, S. 130
- 2 F. Nietzsche: *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, in: *KSA* 1, S. 670
- 3 F. Nietzsche: *Nachlass Frühjahr-Sommer 1874*, 35[12], in: *KSA* 7, S. 817
- 4 G. C. Lichtenberg: *Sudelbücher* I, Heft D, in: ders: *Schriften und Briefe*, hg. von W. Promies. Hanser 1968, S. 332